

Nr. 242. Bromberg, den 21. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(5. Fortsetzung.)

Aber Ines schüttelt den Kopf. „Das werde ich nicht. Molitor ist arm. Seine Farm heißt drüben die „Hungerfarm." Und das Terrain, auf das er große Hoffnungen setzt, ist auch nichts wert."

„Aber wieso?" fragt Juliane. „Woher wissen Sie das? Es liegt doch — —?"

„Eben. Prinz Vitry hat es mir gesagt. Er kennt Molitor und kennt auch das Terrain."

„So? Vitry?"

„Ja." Ines ärgert sich, daß sie sich ganz grundlos unter dem Blick dieser grauen Augen erröten fühlt.

„So?" sagt Juliane nochmals und fischt eine rosa glänzende Muschel aus dem Sand. „Aber schließlich . . ." In Gedanken die Muschel auf dem Arm blank reibend, vergißt sie, den Satz zu vollenden.

„Man weiß nicht, was man tun soll", läßt Ines fallen. Juliane antwortet nicht.

„Was das für ein Dasein sein soll, sich auf einer so einsamen Farm abzurackern! Womöglich ums tägliche Brot zu schuften wie ein Tier! Was hat man da vom Leben? Blödsinnig! Ja, wenn man denken könnte . . ." Ines hält inne und atmet beklommen.

Nach einer Weile fragt Juliane unvermittelt: „Lieben Sie Ihren Verlobten?"

Ines hebt lässig die Schultern. „Gott — ja, gewiß. Er sieht gut aus — ein tadelloser, vornehmer Mensch. Deutscher Seeoffizier, wissen Sie! Wir haben uns während seines letzten Europaurlaubs kennen gelernt. Er hängt sehr an mir, und man hat sich natürlich an den Gedanken gewöhnt. Aber man muß doch auch vernünftig sein und die Dinge nüchtern betrachten."

„Ja —." Es ist wie eine zögernde Frage, die sich an keine Person wendet.

„Na also!" nickt Ines befriedigt. „Ich werde es mir jedenfalls genau überlegen. Man lebt schließlich nur einmal und will etwas davon haben."

„Was denn aber? Geld —? Ich habe es doch, nicht wahr?"

„Natürlich. Seien Sie froh!"

Juliane hat sich aufgerichtet. Ihre Augen hängen an der kleinen rosa Muschel in ihrer Handfläche. Zusammengekauert hockt sie in der Sonne und hat das Gefühl, von innen heraus zu frieren. „Ich bin es nicht."

Ines sieht die schmale Mädchengestalt ihr gegenüber mit scharfen Blicken an, in denen etwas wie Haß, aber auch Überlegenheit leuchtet. „Das liegt bloß an Ihnen", sagt sie. „Man weiß nicht zu schätzen, was man hat."

Was man hat? denkt Juliane. Hendrik? Den hat Dina van der Velde mehr als ich. Eugen? Der hat neben Sekretärinnen noch manche andere Liebhaberei. Eine davon zu sein war gewiß nicht reizvoll. Dann hatte sie noch einen Rennwagen und die Aussicht, Josaphat Mackenzies Frau zu werden. Und dann hatte sie noch Clever. „Möglich . . ." Juliane steht auf und schleudert die rosa Muschel weit über den glatten Strand. Clever, der sein Wühlen eingestellt hat, prescht hinterher. „Wir wollen zurück."

„Vielleicht sind Sie mir böse?" Ines schüttelt den Sand aus den Kleidern. „Unsereins lernt früh, worauf es ankommt, wenn man auf sich angewiesen ist."

„Ich bin Ihnen nicht böse. Sie haben ganz recht." Damit steigt Juliane zum Deich hinauf. Zweifellos hatte Fräulein Discail recht. Was will man eigentlich? Es muß schon alles so sein, wie es ist! Sie wird eben Mackenzie doch heiraten . . . Was lag denn gegen ihn vor? Vater Hendrik, der einzige Mensch, an dem sie hängt, wird dann glücklich sein.

In diesem Augenblick kommt Clever zurückgejagt und legt ihr triumphierend die kleine rosa Muschel vor die Füße. Juliane bückt sich, hebt sie auf und schließt die Hand fest darum. Es ist wie das Heimkehren zu einem tiefinneren Gedanken: Es muß nicht alles so sein, wie es ist; es muß sein, wie man selbst ist. Jawohl! — Juliane hält die Muschel ans Ohr. Sie hört ein geheimnisvolles Brausen in dem kleinen Gehäuse: vielleicht das des Meeres, vielleicht das des eigenen Blutes, wie aus weiter Ferne.

„Das habe ich als Kind auch gemacht", sagt Ines neben ihr. „Es hört sich hübsch an."

„Wunderhübsch!" Juliane lächelt befreit. Sie läßt die Muschel in den Ausschnitt ihres Kleides rutschen und klopft dem enttäuschten Terrier freundschaftlich den Rücken. Mit ein paar Sprüngen ist die Höhe des Deiches erreicht.

*

Die Abendsonne hat das Meer mit Feuer übergossen. Unzählige Boote, Segeljachten, Kanus und Motorfahrzeuge, die die Feier der Meeresweihe an der Küste versammelt hat, verteilen sich. Noch ist der Strand schwarz von Menschen. Die Kurkapelle schließt mit einem Marsch; die Menge flutet auseinander.

Juliane und Hemptin stehen schon auf den Stufen der Terrasse des Propagandacafés, als Vitry zu Ines sagt: „Sehen wir uns heute abend im Kasino?"

Ines, noch auf der obersten Stufe der Treppe, wendet ihm das Gesicht zu. Es hat einen rätselhaften Ausdruck.

„Bitte!" sagt der Prinz. Seine Ergebenheit ist offenbar ehrlich.

Als Hemptin sich am Fuße der Treppe umwendet und heraufsieht, neigt sie den Kopf. Es kann Zustimmung bedeuten.

Vitry folgt ihr, die jetzt rasch die Stufen hinuntergeht, ohne ein weiteres Wort. Auf der Straße verabschiedet sich der Prinz. „Wann werden Sie wieder im Haag sein?" fragt er Juliane.

„Ich weiß es noch nicht genau. Haben Sie die Absicht, uns zu besuchen?"

Vitry sieht Hemptin an; dann sagt er: „Ich hatte die Absicht. Wenn es Ihnen und Ihrem Vater recht ist." Er starrt hilflos auf das Pflaster zu seinen Füßen. Innerlich stöhnt er: Gott bewahre einen in Zukunft vor derartigen Missionen! Den ganzen Tag hatte er versucht, diesem Mäd-

chen auf eine vernünftige Art beizukommen. Der Erfolg war, daß man jetzt hier mit der entscheidenden Frage auf der Straße stand. Lächerlich!

„Ich fahre morgen nach Antwerpen", hört er Juliane antworten. „Mein Vater wird sich sicherlich freuen, wenn Sie uns in einigen Tagen aufsuchen."

Na also! denkt Vitry erleichtert. „Sie fahren morgen auch nach Antwerpen zurück?" wendet er sich an Hemptin.

„Leider Termine, Durchlaucht. Aber wir sehen uns ja voraussichtlich in nächster Zeit alle im Haag wieder?"

„Ein tröstlicher Gedanke — tatsächlich", meint der Prinz und sieht dabei Hemptin und dann Juliane an. „Wirklich! Also auf Wiedersehen meine Herrschaften — nächste Woche im Haag! Servus, Doktor! Ergebenster Diener, gnädiges Fräulein! Mademoiselle Discail — es war mir ein Vergnügen!"

Händeschütteln, Hackenklappen. Dann gehen die drei zu ihren benachbarten Hotels, und Vitry schlendert allein über die Promenade in entgegengesetzter Richtung.

Auf Wiedersehen im Haag . . . Er zündet sich eine Zigarette an. — Genau wie zur Friedenskonferenz: Diplomatie, Berechnungen, Vorbehalte, Zugeständnisse, Verträge . . . Der kalte Schweiß konnte einem ausbrechen. Aber: „Durch!" heißt die Parole. Morgen würde er an Mackenzie kabeln. Sowohl wegen der anstrengenden Juliane als auch wegen des halsstarrigen Molitor. — Und Ines versinkt in Gedanken.

Menschen strömen an ihm vorüber; in der hereinbrechenden Dämmerung flammen die Bogenlampen der Promenade auf. Aus den Cafés fluten strahlende Beleuchtung und sprachenbuntes Stimmengewirr bis auf die Straße. Prinz Vitry entscheidet sich für eine kleine Likörstube. Hier hat er Ruhe und Muße, um sich den Plan für den Abend zurechtzulegen, bis es Zeit wird, sich zum Souper umzuziehen, das er mit Ines Discail einzunehmen gedenkt.

Ines hat sich inzwischen im Imperial von ihrem Chef verabschiedet, der mit dem Abendzug nach Antwerpen zurückfahren will. Sie hat ihren Scheck über tausend Frank und einige taktische Winke mit merklicher Zerstreutheit entgegengenommen und ist dann auf ihr Zimmer gegangen. Da sitzt sie nun auf der Bettkante, läßt den halb ausgezogenen Schuh auf der Fußspitze wippen und zieht die Perlenkette durch die Zähne. Es ist eine so gute Imitation, daß man ziemlich fest darauf beißen kann.

Ines hat das bestimmte Gefühl, vor einer Entscheidung zu stehen. „Wendepunkt des Lebens" heißt so etwas in Romanen. Sie würde nun allein in Ostende zurückbleiben; denn auch Juliane fährt morgen früh fort, um sich in Antwerpen nochmals mit Hemptin zu treffen. Blieb also Vitry, den sie hier festzuhalten, zu beschäftigen und zu sondieren hatte, während Hemptin die erforderlichen Auskünfte drüben einzog. Das war der geschäftliche, sozusagen offizielle Teil für sie. Aber in diesem Augenblick trat er hinter dem inoffiziellen und persönlichen ihrer eigenen Lebensinteressen zurück. Für das Schicksal eines fremden Mädchens sollte sie sich einsetzen, das versorgt und behütet war. Daran, daß auch sie ein Lebensziel haben könnte, dachte niemand. Warum auch? Sie würde schon selbst daran denken . . .

Sie steht auf, holt aus der Handtasche Molitors Brief und liest ihn noch einmal.

Übermorgen geht der Postdampfer, die „Leverkusen", von Antwerpen nach Adelaide zurück: dasselbe Schiff, mit dem dieser Brief und wahrscheinlich auch der Prinz gekommen ist. Sie muß antworten — das ist klar; aber ihr graut davor.

Sie faltet den Brief zusammen, steckt ihn wieder in die Tasche und beginnt, sich umzukleiden. Wählt für diesen Abend eine andere Aufmachung als für den vorhergehenden. Da ist ein Kleid aus türkisblauem Spiegelsammt, ganz einfach, lang, mit schwerem Faltenwurf. Es sieht aus wie ein Pariser Modell; in Wirklichkeit hat sie den Stoff von Hemptin zu Weihnachten bekommen und ihn nach eigenen Angaben von einer billigen Schneiderin verarbeiten lassen. Die Wirkung ist verblüffend, als sie vor den hohen Spiegel tritt; sogar die Perlenkette als einziger Schmuck sieht denkbar gut aus. Ines lächelt nicht, wie sonst, ihr Spiegelbild wohlgefällig an. Ihr Gesicht ist blaß und ernst. Sie legt den Abendmantel um, geht hinunter und läßt einen Wagen rufen.

Als sie kurze Zeit später den Speisesaal des Kasinos betritt, ist Prinz Vitry schon da. Er bemerkt sie sofort. In sein eben noch leicht umnebeltes Hirn schlägt der Anblick wie ein Blitz. Donnerwetter — königliche Erscheinung, die Frau! denkt er, während er sich erhebt, um ihr entgegenzugehen. „Ines", murmelt er, „ich bin überwältigt!"

Ines sieht ihn aus zusammengekniffenen Lidern an. Seine Augen haben den Phosphorglanz des Alkohols; „Wirklich? Tatsächlich?" fragt sie, innerlich tiefbefriedigt. Sie hat ihm gegenüber Platz genommen und fixiert mit spöttischem Lächeln seine bestürzte Miene.

„Sie machen sich über mich lustig," stellt er fest. Sein Ausdruck verliert die hemmungslose Bewunderung und wird argwöhnisch.

„Meinen Sie? Und dabei bin ich gekommen, um Sie um Rat zu fragen, Durchlaucht!"

„Mich? So? Um was handelt sich's denn? Ich stehe selbstverständlich zu Ihrer Verfügung." Er hat die Arme auf den Tisch gelegt und sieht verschwommen und mißtrauisch in ihr Gesicht.

„Nachher! Es geht zwar bloß mich an, aber für mich ist es wichtig. Deshalb wollen wir lieber erst essen. Ich habe mir an Ihren Pralinen fast den Magen verdorben."

„Das freut mich aufrichtig. Bitte, mich nicht mißzuverstehen! Ich meine natürlich: wenn Sie Vergnügen daran fanden. Ich selber hab' mir als Junge auch mal furchtbar den Magen daran verdorben, wissen Sie; seitdem kann ich das Zeug nicht mehr sehen."

Während Vitry mit dem Kellner verhandelt, betrachtet Ines ihn mit schweigendem Interesse. Er gestikuliert elegant mit seinen Händen, an denen heute, außer dem Schlangenring, noch ein großer Solitär funkelt, und wird von den Bedienten in der dritten Person mit „Durchlaucht" angeredet.

Das Essen ist ausgezeichnet. Vitry wird zusehends nüchterner. Er bestreitet fast allein die Unterhaltung mit Schilderungen und Erlebnissen aus aller Herren Ländern. Er hat viel gesehen und läßt seine von drastischen Witzen und gewagten Kraftausdrücken gewürzte Unterhaltungsgabe in allen Registern spielen.

Ines schmeichelt ihm mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit. Dabei beschäftigt beide der Gedanke, welchen Zweck der andere bei seinem Entgegenkommen eigentlich verfolgen mag.

Merkwürdigerweise scheint Vitry das Thema Australien — Adelaide, Mackenzie und Standard-Minen — vermeiden zu wollen. Aber Ines weiß ihn durch geschickte Fragen endlich doch dahin zu bringen. Wenn schon — denkt sich Vitry — bitte! Und er schildert die Ergiebigkeit der Standard-Minen — beredt, in glühendsten Farben.

Ines hört eine Weile zu; dann sagt sie: „Mir gegenüber brauchen Sie sich nicht solche Mühe zu geben, Durchlaucht! Wir sind doch hier unter uns, nicht? Ich will Ihnen mal ganz ehrlich sagen, was ich gehört habe: Es ist nichts mehr los mit der Standard-Company, Mackenzie will sich durch eine Heirat sanieren."

Einen Augenblick sieht Vitry sie sprachlos an. „Kommt gar nicht in Frage!" behauptet er brüsk. „So ein Unsinn! Wer sagt das? Hemptin?"

„Nein."

„Der müßte auch besser im Bilde sein!" brummt Vitry und legt seine Serviette auf den Tisch. „Das ist eine unverschämte Verleumdung. Ich kann Ihnen genau das Gegenteil beweisen. Außerdem ist Fräulein ter Steegen gar nicht so reich, wie Sie zu glauben scheinen."

„Nicht? Weshalb will er sie denn heiraten? Sie ist doch nicht sonderlich hübsch."

„Mit Ihnen verglichen, gar nicht. Aber der Geschmack ist eben verschieden, Fräulein Ines."

Ines löffelt ihre Eisfrüchte, ohne aufzublicken. „Und was man so geschäftlich beweisen kann, brauchen Sie mir nicht zu erzählen, Durchlaucht!"

Vitry wird die Unterhaltung ungemütlich. „Sitzen wir eigentlich hier, um uns dauernd über Geschäfte und Angelegenheiten anderer Leute zu unterhalten?" fragt er und sieht Ines treuherzig an. „Ich habe mir etwas anderes von diesem Abend versprochen, als daß Sie nur gekommen wären, um im Auftrag Ihres Chefs bei mir auf den Busch zu klopfen. Ich hatte geglaubt, Sie würden mir diese Stun-

den schenken, die vielleicht die letzten hier für uns sind. Wollten Sie mich übrigens nicht in eignen Angelegenheiten um Rat fragen?"

Ines weiß nicht recht, was sie aus ihrer Lage machen soll. „Ja — ich wollte Ihren Rat. Mein Verlobter hat mir geschrieben. Ich muß ihm morgen antworten und weiß nicht recht, was ich tun soll." Sie bewegt leise und in ehrlicher Unschlüssigkeit den Kopf hin und her. Dabei leuchtet ihr Haar über dem blassen Gesicht wie rotes Gold. Als sie aufsieht, begegnen ihre Augen denen des Prinzen.

Schweigend blicken sie einander an. Dann räuspert sich Vitry und trinkt seinen Kognak in einem Zuge aus. „Sie dürften nur echte Perlen tragen, Fräulein Ines! Wirklich!"

Ines nimmt, ohne ein Wort, die unechte Kette ab und legt sie auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Moderner Aberglaube.

Von **Rudolf Presber.**

Wenn Leute ein bißchen in der Öffentlichkeit stehen, so bekommen sie viel Briefe. Auch von Unbekannten. Unter diesen Briefen ist ein gewisser Prozentsatz allemal von Narren. Erfinder, die den Weg zur Öffentlichkeit suchen, Grübler, die einen neuen Heilspfad sinnen, Verkannte, die ein neues Weltsystem entdeckt haben — und solche Leute. Auch die neue „Faust"-Erklärung kommt immer mal von Zeit zu Zeit wieder. Ebenso der unbekannte Mann oder das Fräulein, die sich durch irgendeine Gestalt in einem Werk heimlich abkonterfeit, verherrlicht oder verhöhnt glauben. Das alles legt man am besten unter den Briefbeschwerer; und wenn sich ein Häuflein davon angesammelt hat, streicht man's mit dem Handrücken in den neben dem Pult stehenden, solcher Opfer wartenden Papierkorb.

Eine Gilde von Narren ist aber überaus lästig. Das sind die frömmelnden Verfasser und Verbreiter von Ketten-Glücksbriefen. Eben sind die Herrschaften wieder munter an der Arbeit. Ich bekam neulich erst mit der gleichen Post zwei solcher, im Inhalt ähnlicher, im Text verschiedener, üblen „Kettenbriefe"; und mit staunenden Augen fand ich unter der Fülle der Unbekannten, die sich bereits mit diesem Wahnsinn gemüht hatten, auch ein paar im guten Sinne bekannter Namen. Wobei ich allerdings die einschränkende Bemerkung machen muß, daß manche Leute — ich selbst war mal unter ihnen — sich den Jux machen, solche Dokumente der Narrheit mit ihrem beigefügten Namen einem guten Freund zu schicken, von dem sie sicher sind, daß er den Spaß versteht. Solche Blätter aber können immerhin dann wieder in die unrechten Hände eines Zweifelnden, einer verstörten Einfalt, eines Gespensterſehers kommen, und der sagt sich dann, in seinem Aberglauben bestärkt: „Na, also — der auch!"

Daß der Aberglaube schlechthin an den scheußlichsten Greueln, die die Menschheit im Laufe der Jahrtausende verübt hat, die Schuld trägt, das weiß heute selbst die Durchschnittsbildung. Und daß der Aberglaube stets mit einem Opfer, das gebracht werden muß, zusammenhängt, das weiß sie auch. Die meisten Kulte haben in dunklen primitiven Zeiten einmal Blut-Opfer verlangt. Der Mondgott der Assyrer, die Astarte der Phönizier haben die Leiber erschlagener Feinde als Opfer gesehen; und der Moloch, der in Israel und Juda seine fanatischen Diener hatte, fraß im Feuer nichts lieber als die Erstgeburt. Die verwehrte Opferung des Isaak durch Abraham, die Verwandlung der Iphigenie in eine Hirschkuh vor dem Opferaltar der Artemis in Aulis sind wohl nur Symbole für den glücklich gefundenen Übergang vom Menschenopfer zum Tieropfer. Der Glaube an die Wirksamkeit des Menschenopfers zur Versöhnung der Götter war längst gewichen, da hatte sich der Glaube an die Heilung durch Blut noch erhalten. Nicht nur der Teufel, der dem Doktor Faust in der Studierstube zur Osternacht erschien, hält Blut für einen „ganz besonderen Saft". Das Blut hat im Aberglauben aller Völker die größte Rolle gespielt. In den schönsten Sagen fließt es, ein überlebendes im Leichnam, aus den Wunden der Erschlagenen, wenn der Mörder naht. Die Hexenrichter der finstersten Zeit wußten, daß die Totenbeschwörer nur durch das Blut alle Erscheinung und Weissagung erzwingen können. Und was die mittelalterliche Medizin sich vom Blute einer reinen Jungfrau versprach, das liegt, poetisch verwertet, im Epos vom armen Heinrich. Das Christentum aber mag gerade durch die schöne, oft mißverstandene Symbolik des Abendmahls mehr als das Heidentum und die einzige monotheistische Religion der Juden zum Blutaberglauben beigetragen haben. In Rußland sind unter den Sekten noch in unserem Jahrhundert typische Fälle wie dieser vorgekommen: Ein Muschik suchte die Opferung Isaaks nachzuahmen. Er band sein siebenjähriges Söhnchen auf die Bank und schlitzte ihm den Bauch auf; darauf begann er vor den Heiligenbildern zu beten. „Verzeihst du mir?" fragte er das sterbende Kind. „Ich verzeihe dir, und Gott ebenso", antwortete das Schlachtopfer, das auf die Szene eingelernt worden war . . . Und wie die alten christlichen Gnostiker im Verdacht stehen, bei gewissen religiösen Feiern Menschenblut getrunken zu haben, so werden heute noch just aus orthodoxen Ländern scheußliche Fälle gemeldet, in denen ungebildete Bauern, die überhaupt nichts anderes wissen als ein bißchen Heiligengeschichte, in halb ekstatischen, halb obszönen Feiern zu Blutopfern schreiten. Krankheit und Mißernte verlangen in diesen kulturfernen Winkeln zuweilen nach Offenbarungen der Dorf-Weisen „zweibeinige Opfer" — und dann wird zur Versöhnung des lieben Gottes irgendein Unglücklicher mit Messerstichen abgeschlachtet . . .

Wenn Lessing seinen Tempelherrn im „Nathan" sagen läßt: „Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen, — verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum — doch seine Macht nicht über uns. Es sind — nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten", so hat er damit kaum anderes gesagt als der Physiker und Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg, der ganz ruhig und sachlich feststellt, der Aberglaube gemeiner Leute rühre von ihrem früheren allzu eifrigen Unterricht in der Religion her. Man könnte hinzufügen, daß oft der Aberglaube — der nebenbei bemerkt häufig den Glauben überlebt — just aus dem Buchstaben-Glauben eines mißleiteten oder mißverstandenen Religions-Unterrichts die Gründe seiner Berechtigung oder gar seine Beweise herleiten möchte.

Heute hat ja — mit dem Vordringen der Naturwissenschaften in die Volksschulen — der Aberglaube im allgemeinen mildere, versöhnlichere Formen angenommen. Und wenn er, harmlos und den Nebenmenschen nicht schädlich, in der Form von Amuletten, Enthaltsamkeiten, Gelübden schwachen und schwankenden Naturen die Zuversicht zum Leben und Kämpfen stärkt, so soll man ihn ruhig auf sich beruhen lassen. Um so ruhiger, als sicherlich eine gleichviel durch was gestärkte Zuversicht des Herzens dem guten Gelingen jeder Unternehmung günstig ist.

Diese sogenannten Ketten-Glücksbriefe, die angeblich ein Netz der Glückseligkeit über die ganze bewohnte Erde spinnen wollen und können, sind nicht ganz so harmloser Art. Es fängt damit an, daß sie den Empfänger dazu zwingen wollen, den Unsinn ihres Wortlauts neunmal abzutippen und dann an neun Unglückliche weiterzugeben, die dann ihrerseits unter Androhung übelster Unannehmlichkeiten — von seiten des Himmels natürlich — gezwungen werden sollen, ihrerseits wiederum an einen anderen Narren . . . Und so mit Grazie in alle Unendlichkeit.

Es geht uns allen eben — gemessen an früheren Zeiten — wahrhaftig nicht gut, und jeder kann eine kleine Auffrischung seines Lebensmutes, seiner Zuversicht, kann eine wohlgemeinte Rückgratstärkung recht gut gebrauchen. Aber ein bißchen muß diese Aufmunterung schon sein. Und ist es für einen Frommen zu denken erträglich, und ist es für ein der Logik fähiges Gehirn einleuchtend zu machen, daß der liebe Gott, daß eine außerirdische Macht, daß die Mutter Natur sich in der Führung eines Menschen aus der Drangsal heraus zu helleren Höhen davon leiten lasse, daß dieser Begnadete neunmal abschreibt: der Frau Sowieso sei ihr Haus abgebrannt, weil sie sich nicht an dieser geistlosen Schreibarbeit beteiligt und somit die Glückskette gebrochen habe?

Man kann nicht nur, wie Spinoza gemeint hat, die Leidenschaften beherrschen lernen, indem man sie denkt. Man

kann auch einen Aberglauben auf den Müll werfen, indem man sich logisch seiner lachhaften Voraussetzungen, seiner unbegründeten Konsequenzen bewußt wird.

Man soll mir nicht, kämpfend für die Dummheit, die der sterbende Talbot verfluchte, als Beispiel mit manchem Aberglauben kommen, der einmal vor Jahrhunderten nichts war als geahnte Wissenschaft. Auch nicht mit dem Aberglauben, der den Glauben an das eigene Handeln sinngemäß stärkt und stählt, und am wenigsten mit dem, der in schweigender Ehrfurcht in den großen Mysterien seine Hoffnung sucht. Gewiß, im Anblick der Majestät des gestirnten Himmels und jener nie erforschten Welten, die auf unser winziges Sternlein herabsehen, kann auch einem starken Geist der Glaube an die Möglichkeit aufleuchten, daß ein menschliches Schicksal von der Konstellation der Gestirne bestimmt werde. Selbst Goethe hat zu Beginn seiner Selbstbiographie vom 28. August des Jahres 1749 aufgeschrieben: „Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag. Jupiter und Venus blickten sie freundlich an" . . . Aber wo findet sich in seinen, wo in den Schriften eines anderen bedeutenden Geistes, ein Hinweis darauf, daß man neunmal abschreiben müsse, der Frau Soundso sei ihr Haus abgebrannt — um dem eigenen Geschick die heißersehnte günstige Wirkung zu geben?

Gelächter tötet. Vielleicht gar den Aberglauben. Laßt uns lachen!

Liebesbrief und Schreibmaschine.

Von Hans Bethge.

Neulich wurde die Frage aufgeworfen, ob man einen Liebesbrief mit der Schreibmaschine schreiben darf.

Die Schreibmaschine ist eine ausgezeichnete Erfindung. Man könnte ein Loblied auf diese segensreiche Einrichtung singen, die den schriftlichen Verkehr zwischen Mensch und Mensch, besonders zwischen Geschäftsleuten, so außerordentlich erleichtert und verschönt hat. Durch was für Handschriften hat man sich früher ärgerlich hindurcharbeiten müssen; es wurde einem weiß Gott viel zugemutet. Gibt es doch Menschen mit Handschriften, die etwas geradezu Runenhaftes, etwas mystisch Weltabgekehrtes an sich haben, und es bedeutete wahrhaftig eine Rücksichtslosigkeit, jemand zuzumuten, eine solche Handschrift qualvoll zu entziffern.

„Mir tun noch heute die armen Redakteure und Lektoren leid, die vor Erfindung der Schreibmaschine dicke, in kaum zu enträtselnder Sudelschrift niedergeschriebene Romane zu lesen gezwungen waren. Es muß eine Höllenarbeit gewesen sein; die Ärmsten müssen Stunden der Verzweiflung durchgemacht haben. Es muß ihnen vor den Augen grün und blau geworden sein.

Wer heutzutage schlecht schreibt, kauft sich eine hübsche, kleine Maschine, und plötzlich sehen seine Briefe, Erzählungen, Gedichte nett, liebenswürdig und manierlich aus. Aus dem geschäftlichen Verkehr ist der kleine klappernde Apparat ja schon längst nicht mehr wegzudenken. Die Herren Dichter und Schriftsteller reichen ihre Arbeiten den Redaktionen selbstverständlich in Maschinenschrift ein, und man kann besonders dem jungen, unbekannten Autor nur aufs bringendste raten, seine Schöpfungen in schön geschriebener Maschinenschrift dem gestrengen Urteil der Herren Verleger und Redakteure zu unterbreiten, denn nichts empfiehlt sich von vornherein mehr als Nettigkeit, Klarheit und Sauberkeit.

Die Akten der Behörden und Institute, Verträge, Ehekontrakte (Vorsicht, Vorsicht, liebe Leute!), Zeugnisse, Quittungen — alles das ist ohne die Schreibmaschine Gott sei Dank gar nicht mehr denkbar.

Aber zärtliche, hingebungsvolle, vielleicht gar stammelnde Briefe der Liebe?

Nun, ich gestehe: es ist in höchstem Maße abscheulich und für den taktvollen Menschen eine Unmöglichkeit, einen mit der Maschine geschriebenen Liebesbrief auf den Weg zu schicken. Liebe und Maschine (muß man das erst sagen!) haben nicht das mindeste miteinander zu tun; es sind Gegensätze. Der eine beruht ganz und gar auf den holdesten Untergründen des Gefühls, der andere ganz und gar auf seelenloser Mechanik. Worte der Liebe in Maschinenschrift — das ist eine unerhörte Banalisierung des Gefühls, beinah eine Entpersönlichung des Gefühls. Einem Menschen von Geschmack wird es niemals einfallen, das geliebte Wesen durch solch eine Taktlosigkeit zu verletzen. Ein Liebesbrief in Schreibmaschinenschrift, das ist ein kalter, ein ins Sachliche gewendeter, also ein fader Liebesbrief. Wahre Wärme, wahre Innigkeit des Empfindens vermag nur die mit der Hand geschriebene Liebesepistel in beglückender Weise auszustrahlen.

Die durch die Kraft einer Maschine nüchtern hingesetzten Lettern blicken uns zwar sauber, aber kalt, ohne Herz und ohne Seele, an; auf dem Weg über das klappernde Räderwerk ist jedes Wort der Liebe seines Duftes erbarmungslos entkleidet worden, während uns aus jedem einzelnen, mit der Hand geschriebenen Buchstaben noch etwas von der seelischen Struktur des Schreibers mit lebendigem Atem entgegenweht.

Setzt man einen Brief der Liebe mit der Maschine, so ist das etwa so, als wenn man einem geliebten Menschen die Wange nicht mit der Hand streicheln würde, sondern mit einem zu diesem Zweck erfundenen Instrument, mit einer Streichelmaschine.

Würde ein weibliches Wesen es leichtfertigerweise wagen, mir einen Liebesbrief in Schreibmaschinenschrift zu übermitteln, so wäre es meine Aufgabe, diesen Brief sofort und mit unverhohlener Entrüstung an die seelenlose, von allen guten Geistern verlassene Verfasserin zurückzusenden.

Für eine durch die Maschine filtrierte Liebeserklärung danke ich.



Bunte Chronik



* **Was kostet der Mittelfinger eines Zuschneiders?** Herr Christiansen ist Zuschneider des Modekönigs Poiret in Paris. Man kann es verstehen, wenn er ein entsprechendes Selbstbewußtsein besitzt. Das zeigte sich kürzlich, als ihm ein Auto den Mittelfinger der rechten Hand verstümmelt hatte. Für diesen Schaden forderte Herr Christiansen eine Entschädigung von einer Million. Es entstanden lange Debatten vor Gericht, die Sachverständigen ergingen sich in umfangreichen Gutachten über den Wert der einzelnen Finger eines Modekünstlers. Als sich aber herausstellte, daß Christiansen mit seinen neun Fingern munter weiterarbeitete, schlugen die Zuhörer Krach, so daß sich der Kadi entschloß, „nur" 130 000 Franken zu gewähren. Der arme Zuschneider! Er hatte sich schon so sehr auf die Million gefreut.

* **Altägyptische Gartenanlagen entdeckt.** Eine interessante Sonderschau im Medizinal-Historischen Museum zu London gibt Aufklärung über die jüngsten Ausgrabungen der englischen Forschungsgesellschaft für Ägypten. Die genannte Körperschaft hat sich zur Aufgabe gestellt, die beiden Städte Amarna und Armant, die im Jahre 1370 v. Chr. vom Pharao Akhenatea gegründet wurden, der Nachwelt zugänglich zu machen und zu erhalten. Ein interessantes Modell gibt Aufschluß darüber, wie das Landhaus eines reichen Ägypters aus der Zeit der 18. Dynastie aussah. Es beweist, daß man recht wohl verstand, in Luxus und im Genusse aller erdenklichen Bequemlichkeiten zu leben. Das außerordentlich geräumige Haus stand inmitten von Gartenanlagen, die heute in ihrer Vollendung den Stolz jedes Fürsten bilden müßten. Ställe, Küchengebäude, Hundezwinger, Dienerräume waren durch den ganzen Garten vom Herrschaftshause getrennt. Vom Reichtum des Besitzers dieses Hauses zeugte eine große Vase, auf die anfänglich von den Ausgrabungsarbeitern überhaupt nicht geachtet wurde, bis einer sie umstülpte. Bei dieser Gelegenheit fielen zur Überraschung aller Goldbarren aus der Vase heraus. Letzte wurde nun näher untersucht. Sie enthielt nicht weniger als 23 Gold- und zwei Silberbarren, eine Unmenge wertvoller Ringe und Schalen und die Silberstatue eines Heitergottes. In künstlerischer Beziehung der wertvollste Fund ist ein wohlgestalteter Frauenkopf, aus Kalkstein gearbeitet und bunt bemalt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.